Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 32 (1942)
Heft: 50

Artikel: Die Wildeneywirtin [Fortsetzung]
Autor: Lerch, Christian
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-649527

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Wildeneywirtin

VON CHRISTIAN LERCH

2. Fortsetzung

Der Brief.

Nachdem die Wirtin und Uli einander trotzig und verbissen in die Augen geblickt, vergehen neun stille Tage. Am 19. August holt man den Uli wieder zum Verhör ab. Wie er das Verhörzimmer betritt, stutzt er; denn nun sitzen drei Herren da, statt wie früher zwei. Hinzugekommen ist Heimlicher von Werdt, einer der beiden jüngsten Ratsherren. Vom Hörensagen weiss Uli, dass bei ganz heiklen Untersuchungen einer der zwei Heimlicher das Verhör übernimmt und dass man dann besser tut, keine langen Schneckentänze mehr zu machen.

Und Uli erzählt: „Es ist mir seither wieder in den Sinn gekommen, dass um letzte Ostern drei Briefe von unserm Christen aus Holland gekommen sind. Einer war an den Vater adressiert, und darin waren zwei andere: einer an mich und einer an das Vreni in der Wildeney. In dem meinigen stand nur, ich solle den andern dem Vreni bringen."

„Und was stand denn in diesem andern?"

„Ich weiss nicht mehr alles; aber der Anfang war so: Mein herziges Schätzeli — oder vielleicht hiess es Fraueli, nicht Schätzeli — es nimmt mich wunder, wie es mit äir (jener) Sache steht; du weisst schon was. Mach nur nicht, dass du ins Gefängnis kommst; sonst, wenn ich wüsste, dass es dir übel ginge, so nähme ich mir das Leben."

„Wo ist dieser Brief hingekommen?"

„Den habe ich mit dem meinigen versteckt, unter der Einfahrt, auf dem mittelsten Träm. Er wird schon noch dort sein."

Man forscht nach Ulis Mitwissen beim Giftmord. Er beruft sich auf seine frühere Verneinung. Man frägt ihn, wo die Wurst hergekommen sei.

„Ich denke, wenn sie nicht in der Wildeney gemacht worden ist, so muss Christen sie am Langnaumärit gekauft haben. Er ist just vorher einmal dort gewesen. Am Langnaumärit werden immer viele Würste verkauft. Nach dem Märit ist er drei Tage fort gewesen. In Bern, hat er uns nachher gesagt."

Kurz darauf gesteht Uli plötzlich, die Wirtin habe an jenem Samstagabend gar kein Wort von Bezahlung für den Käse gesagt. Man bedeutet ihm, das stimme nicht mit seiner frühern Aussage überein.

„Ach Gott, ich habe damals nicht anders reden dürfen. Wegen der Verwandtschaft der Wirtin. Vrenis Bruder ist nämlich mit Ulis Schwester verheiratet."

„Was hast du am Samstag mit Christen auf dem Heimwege geredet?"

„Nichts; es war mir sehr übel."

„Nur heraus damit!"

„Ich habe zu Christen gesagt, das Blut des Wirtes werde über dem Mörder Rache schreien. Aber er hat mir trocken zurückgegeben, das sei keine so grosse Sünde gewesen. Und jetzt habe ich alles gesagt, was ich weiss, und ich bitte um gnädige Strafe."

Heimlicher von Werdt entlässt den Uli und lässt Sami holen. Der bleiche, schmale Knabe versichert recht glaubhaft, alles geoffenbart zu haben. Er darf nach kurzer Weile wieder in seine Zelle zurück.

Und nun erscheint Vreni. Zuversichtlich und keck wie früher. Wiederum stellt man ihr den Uli gegenüber. Wiederum behauptet die Wirtin, völlig unschuldig zu sein. Heimlicher von Werdt zählt ihr aber mit kalter Stimme auf: „Du hast den Christen rufen lassen. Das ist bewiesen. Du hast den Uli gemahnt, nicht laut zu reden. Ebenfalls bewiesen. Bewiesen ist ferner, dass du ihm den Käse nicht bezahlt und ihm überhaupt nichts von Bezahlen gesagt hast... dass du dem Widmer Aenni verboten hast, andern Leuten etwas von deinem Auftrag an Strübis zu erzählen. Das ist alles sehr verdächtig; denn es ist gleich nach dem Tode deines Mannes geschehen. Du musst daher am Giftmord beteiligt oder wenigstens Mitwisserin gewesen sein. Gehe jetzt in dich, gib Gott und der hohen Obrigkeit die Ehre und entlade dein Gewissen!"

Vreni hat nichts zu bekennen. Sie bittet, bald heimkehren zu dürfen, da ihr Hauswesen sie sehr nötig habe. Und mit gelassener Festigkeit hört die Wirtin zu, wie die sechs Seiten Protokoll des heutigen Verhörs abgelesen werden... „Stimmt es?"

„Jawohl!" — und zuversichtlichen Fusses geht die junge Frau vor dem schlüsselrasselnden Turmweibel her... zurück in die Zelle.

Heimchen am Herd.

Ein stiller Hausgeist; Chummerzhülf, mitfühlendes Herz und Blitzableiter für jedweden Hausgenossen; ein unscheinbares, unbegehrtes Ding, mit 30 Jahren ältlich und welk; das ist Bäbeli Strübi ab der Mutten.

Der Grossweibel befragt sie nach Einzelheiten über Christens Verschwinden. Bereitwillig und offen erzählt Bäbeli, was sie weiss:

„Zum letzten Male gesehen habe ich ihn vor genau drei Wochen, an jenem Montagabend, als Sami und Uli nach Signau mussten. Da ist er in die Stube gekommen und hat nach dem Trogschlüssel gefragt. Der wird wohl im Schrank sein wie immer, sage ich. Dort findet er ihn denn auch, und dann geht er in den Speicher. Nach etlicher Zeit kommt er zurück und sagt, er habe sein Geld wieder genommen, das er den Brüdern geliehen hatte: 29 Kronen. Und jetzt geht er in das Obergaden hinauf. Ich auf und nach. Dort kniet er am Boden, hat ein Watsäcklein vor sich und stopft ein rotes Leibchen hinein. Ein Hemd müsse er auch noch haben, murmelt er. Dann ist er fortgegangen, und ich sage ihm noch: Musst fleissig beten, Christen, dann geschieht dir vielleicht gar nichts. Wo er hingegangen ist, weiss ich nicht; ich habe ihn seither nicht mehr gesehen."

„Er wird dir wohl etwas anvertraut haben wegen seinen Sachen mit der Giftgeschichte?"

„Gar nichts", beteuert das Heimchen. Seine ehrlichen Augen halten dem prüfenden Blicke des Grossweibels stand.

„Was weisst du von der Liebschaft deines Bruders mit der Wildeneywirtin?"

„Gar nichts", wiederholt Bäbeli leise.

„Danke", schliesst der Beamte nach kurzem Schweigen das Verhör.

Nachdenklich pilgert das unscheinbare, gute Heimchen wieder der Mutten zu. Wo du jetzt wohl sein magst, Bruder? Du böser, lieber, armer Christen, du?

Welschlandfahrt.

Ja, wo bist du, Christen? Eben das möchte auch die Regierung gerne wissen. Und müssig ist sie nicht; sie überlegt: Holländer... aber diesmal kaum nach Holland gegangen... er weiss, dass ihn das Regiment auf Anforderung sofort ausliefert. Aber mitternachtwärts dürfte er dennoch gezogen sein; denn dortherum kennt er Weg, Land und Leute.

Da spricht ein Mann beim Grossweibel vor: wie er vernommen habe, suche man einen gewissen Christen Strübi. Der soll, wie man ihm gesagt habe, hinter Biel gesehen worden sein. Im Wirtshaus zu Rütschenett.

Turmweibel Zumstein und Stadtharschier Staub sind stämmig und kräftig, ausserdem gut zu Fuss. Die schickt man auf die Suche.

Rütschenett liegt im Erguel, in bischöflich-baselschen Landen. Ausland, kurz gesagt. Immerhin befreundetes, ja verbündetes Ausland. Wo man schuldigerweise weiss, was sich geziemt — und wo man bernischen Polizeimannen gerne an die Hand geht, wenn sie gewisse Formen internationaler Höflichkeit zu wahren wissen.

Zumstein und Staub sind in solchen Formen wohlbeschlagen. In Rütschenett angelangt, fragen sie zu allererst: „Pardon, wo wohnt hier ein Gerichtssäss, un justicier?" Man weist ihnen den Weg — und bald darauf betreten die drei Männer das Wirtshaus. Der Justicier raunt dem Wirte drei Worte zu, und mit vielen Bücklingen führt der höfliche Gastgeb die Gäste durch alle Räume des Hauses. Kein Christen Strübi da. «Demandez donc à ma femme ce qu'elle en sait», rät der Wirt. Und sein Ehegespons erzählt sprudelnd: „Vor vierzehn Tagen ist so einer hier gewesen, und hat gesagt, er heisse Christen Strübi. Er ist mit einer Weibsperson gekommen, die wir kennen: Elsbeth Müller vom Cernil bei Sonceboz. Der Strübi hat erzählt, er habe einem Manne im Schallenhaus in Bern ein Präsent geschickt, an dem der Mann gestorben sei. Nachher ist er mit der Elsbeth Müller weggegangen."

Zumstein und Staub danken, zahlen ihren Wein und pilgern Sonceboz zu.

„Du, Staub, wenn er noch immer in dem Dings wäre, in Cernil!"

„Oh je, der ist doch fort! Denk' doch auch!"

„Meinst? Ich nicht. Hier, im Bistum, kann er jederzeit vernehmen, wie es um seine Brüder und seine Liebste steht. Weiter weg vernimmt er nichts. Wetten?"

Am Dorfplatz zu Sonceboz, wo der Weg zur Pierre-Pertuis abbiegt, steht breit das Wirtshaus zur „Krone". Zumstein und Staub haben Durst. Doch gleich nach dem ersten Schluck fragen sie nach einem Gerichtssässen. Einer ist nicht weit weg. Er wird gerufen. Ein Blick in die Ausweispapiere der Berner — und schon nickt er eifrig. „Bong", frohlockt Zumstein, „Ihr kommt also mit, nach diesem Cernil?"

„Mitkommen, non — nix gut", kauderwelscht der Mann aus Sonceboz. Cernil ist auf Berg, weit weg, viel hoch. Sieht Weg schon lange, von Cernil. Wenn Strübi im Cernil, sieht Gendarmes kommen — fft! adieu! Besser, ich gehe auf Cernil allein, mit Bueb. Wenn Strübi dort, ich schicke tout de suite Bueb hier. Ma parole!"

Den beiden Bernern, die immerhin zehn Stunden Marsch hinter sich haben, leuchtet dieser Vorschlag ein. Nach geraumer Zeit kommt der Gerichtssäss zurück: „Cernil nix Strübi — mais voici Elsbeth Müller du Cernil... c'est toujours ca, vous verrez, messieurs!"

Elsbeth.

Ein Weibsbild wie eine Fluh... stellt Staub fast erschrocken fest. Rotbrechtes, vierschrötiges Gesicht; mächtige Postur; Arme wie Ankenkübel. Aber freundlich und gesprächig.

Sie betreibt, wie sie sagt, ganz allein die grosse Sennerei auf dem Cernil. Nach einem ausgiebigen Schluck Wein fängt sie an zu erzählen: „Also — am Donnerstag vor vierzehn Tagen war ich auf dem Bielmarkt. Auf dem Rückweg bin ich im „Bären" zu Bözingen eingekehrt. Sitzt da ein Bursche, der bernerisch redet, und bietet mir ein Glas Wein an. Warum nicht, sage ich, und setze mich zu ihm. Bei solchen Leuten vernimmt man immer allerhand. Wir plaudern, so dies und das, aber nichts, was die Giftgeschichte angeht, und er fragt mich, ob er mit mir kommen dürfe. Warum nicht, sage ich. Wie, Angst? Ich fürchte kein Mannsbild; und wer mich anrührt, der tut's nicht zum zweiten Male. Ja wäger! Wir gehen zusammen bis Rütschenett, dort kehren wir ein, und dann weiter, heimzu.

Daheim, am Abend, bei der Feuergrube in der Hütte, hat er mir die ganze Giftgeschichte ausgepackt. Das Gift haben er und noch einer in Bern gekauft und der Wirtin gegeben. Bei der Wirtin ist dann die Wurst gemacht worden. Er — der Christen Strübi — hat die Wurst ins Schallenhaus bringen lassen. Die Wildeneywirtin hat mit dem Christen flüchten wollen, aber ihre Mutter ist dazu gekommen und hat sie nicht gehen lassen. Der Bruder der Wildeneywirtin hat dem Strübi gesagt, er solle sich fort machen, so weit er nur könne. Drum ist er fort. Aber er hat gesagt, wenn die Wirtin sterben müsse, so bringe er sich um. Wenn er wüsste, dass er nicht gerädert würde, sondern nur gehenkt oder geköpft, sofort würde er sich in Bern stellen."

Auf dem Cernil ist der Flüchtling nur eine einzige Nacht geblieben. Elsbeth hat ihm die Hölle heiss gemacht, im Erguel sei er nicht in Sicherheit. Ein Uebernächtler, seines Zeichens Hausierer, der an jenem Abend auch auf dem Cernil war, hat auch mitgeholfen und dem Strübi anerboten, er wolle ihn am Morgen mitnehmen nach Dachsfelden hinüber. Dort wolle er ihm zeigen, wo er sich in das fürstliche Regiment Eptingen anwerben lassen könne. „Im Regiment bist in Sicherheit", hat er ihm gesagt.

„Glaub's wohl," brummt Zumstein, „das Regiment des Fürsten steht ja auf der Insel Korsika! Soo, wir wissen Bescheid; komm, Staub!" Die rotbrechte Küherin schüttelt ihnen die Hand, lacht herzlich eine Schütte, greift nach dem Dornstock, pfeift ihrem Hunde und stampft bergwärts davon.

Vier Stunden später kehren Zumstein und Staub im „Bären" zu Bözingen ein. Ein Grenzwirtshaus, wo allerhand Volk ein- und ausgeht. Dann und wann schielt Zumstein über die Achsel nach einem Gaste. Er blinzelt seinem Kameraden zu: Hier wäre manch' ein guter Fang zu tun..., aber dazu braucht es einen Auftrag und einen Steckbrief. Und diesmal interessiert uns nur der Christen Strübi. Der Wirt bestätigt den beiden, was sie schon von der Riesin Elsbeth erfahren haben.

Ob eigentlich das Signalement des Strübi noch immer nicht angeschlagen worden sei, möchte Zumstein wissen. Nein, die Signalemente liegen immer noch in Münster, und bis sie den Instanzengang durchlaufen haben, mag es noch eine gute Weile dauern. Schliesslich ist es ja eine ausländische Angelegenheit.

Da schimpft Zumstein ingrimmig los: „Verflüemeleti Zaaggerei, das!"

Wendung.

Der Wärter vom Käfigturm steht stramm vor Herrn von Werdt: „Herr Heimlicher, Dihr mangletit schier dä Ueli ume draznäh. Er het da neuis gmürmt, är wär Sinns, uszpacke. Er het mir ömu afe da neuis Saches fürebrösmet." Soll nun wohl endlich Licht in die dunkle Geschichte kommen?

Kurzwellen-Radio Miete Fr. 14.70 pro Monat Radio-Kunz Christoffelgasse 7

Uli erklärt jetzt, die Wurst sei in der Wildeney gemacht worden, von der Wirtin selbst; der Auftrag zum Ueberbringen in das Schallenhaus sei auch von ihr gegeben worden. Als er, Uli, am Dienstag vor soundsoviel Wochen heimgekommen sei, ohne diesen Auftrag ausgerichtet zu haben, sei Christen böse geworden: „Hättisch das säwft chönne mache!"

„Und noch etwas", fährt Uli weiter. „Als ich in Signau im Gefängnis sass, ist ein Mann zum Schloss gekommen und hat mir zugerufen, ich solle alles auf den Christen hinausschieben. Dem tue es sowieso nichts, denn er habe sich ja hinweggemacht. Das Vreni aber solle ich schonen und es nicht in die Geschichte hineinziehen. Dafür wolle man mir und meinen Leuten gerne dienen, wie und wo man könne."

„Drittens", schliesst Uli seine Beichte, „war ich schon beim letzten Verhör im Begriff, alles zu bekennen. Aber das hat das Vreni gemerkt — und hat mir mit dem Fuss einen Mupf gegeben. Da habe ich geschwiegen — hingegen jetzt will ich sie nicht mehr schonen!"

Der Liebestrank.

Vreni Läbig steht vor dem erzürnten Verhörrichter. Diese Halsstarrigkeit! Bei einem Weibsbild! Selbstverständlich ist wieder alles nicht wahr... „Das wird kein Mensch mit Wahrheit behaupten können", so tut sie alle Aussagen anderer ab.

„So erzähle jetzt, was du in jener Samstagnacht mit Christen geplaudert hast."

„Das kann ich ja. Zuerst hat er mir Hausrat abgefordert, aber ich wollte nichts geben. Nimmt er da ein Fläschchen aus dem Sack und befiehlt mir, zu trinken. Ich wehre ab. Aha, du traust mir nicht? Trink nur ruhig, redet er mir zu; ich habe selber auch davon getrunken, sagt er. So gib, sage ich, trinke aber nicht, sondern tue nur dergleichen. Schön, meint er jetzt, nun musst du mich immer liebhaben und kannst mich nie mehr verlassen... und jetzt kann ich dir's ja sagen: ich habe deinen Mann mit einer Wurst vergiftet. — Ich werde böse und drohe, ihn beim Herrn Landvogt anzuzeigen. Zieht er ein Messer — es ist dasjenige, das man mir hier im Turm abgenommen hat — und will mich erstechen! So einer ist er! Zum Glück kann ich es ihm aus der Hand winden. Er wird wütend und schreit mich an, er wolle schon dafür sorgen, dass der Uli recht viel Böses von mir sage. Ueberhaupt, das sind zwei ganz Gefährliche, der Christen und der Uli; das muss mir jetzt auch noch heraus! Vorigen Sommer haben sie den Chorrichter zu Reutenen vor seinem Hause totschlagen wollen; aber der ist gottlob nicht aus dem Hause herausgekommen. Christen ist selbe Zeit zu des Chorrichters Tochter z'Chilt gegangen. Just damals war aber auch eine Magd zu Ramsey in andern Umständen und hat immer behauptet: es war der Strübi Uli. Der Christen hat dem Uli zugeredet: musst eiden, musst eiden, und wenn's auch ein falscher Eid wäre! Der Uli ist gewaltig froh gewesen, nachher, als sie einen andern angab!" (Fortsetzung folgt)

Bücher zur Unterhaltung und Belehrung. Billige Preise!
M. PEETZ, Buch-Antiquariat, Kramgasse 8, BERN

NEUE BÜCHER

Drei Berner Lyriker. Das Leserpublikum hat im allgemeinen kein grosses Bedürfnis nach Gedichten; das rührt davon her, dass viele Verse, die man etwa in den Tagesblättern und den Unterhaltungszeitschriften zu Gesicht bekommt, keine Dichtungen sind, vielmehr nur mehr oder minder geschickte Reimereien. Das Reimen ist keine Kunst. Es gelingt jedermann bei einiger Uebung, und darum zeigen sich so viele Versemacher.

Zu einem guten Gedicht gehört viel mehr als ein regelrechter Rhythmus und Reim und Inhalt. Lesen wir die Verse eines Berufenen, sind wir beeindruckt, überrascht und beglückt, und wir fragen uns, was es denn sei, das ein gutes Gedicht ausmacht. Es ist eben die „Dichtung"; die Worte aus dem Munde eines Dichters tönen anders als die, die wir gewöhnlich hören; sie animieren, sie sind wie ausstrahlende Kräfte, wie brennende Kugeln, die Wärme und Licht verbreiten.

Wir wollen kurz von drei begnadeten Berner Lyrikern sprechen, die uns während dieses Herbstes mit ihren Gedichtbänden erfreuten.

Da ist zunächst einer, den wir schon von früheren Werken her kennen: *Hans Rhyn.* Er hat soeben bei Francke eine Gedichtsammlung **„Ewiges Bauerntum"** herausgegeben. Wir sind erstaunt über die Art, wie Rhyn sieht, was er sieht und wie er uns den Blick für den tieferen Sinn alltäglicher Dinge öffnet, obschon er ganz einfache und ungekünstelte Worte braucht. Trotzdem sind sie auserlesen, abgewogen, und keines steht zufällig da. Niemand wird bestreiten können, dass der Dichter die Meisterschaft errungen hat — vieles, was er schreibt, wirkt kurzweg „klassisch".

Erwin Schneiter legt uns seinen Erstling **„Aus meinen Stunden"** (Francke) auf den Büchertisch. Viele seiner Gedichte tönen wie Melodien, wie Lieder, auch wenn sie nicht komponiert worden sind. Schneiter geht noch unbeschwerter als Rhyn an die Welt heran, noch weniger bewusst; er sucht mehr den Menschen als die Dinge, und wo er Dinge betrachtet, vermenschlicht er sie. Er schaut und singt und findet überall das Gute und Schöne, auch wo man es in der Hast der Zeit nicht beachtet.

Der dritte im Bunde ist wieder ein junger Dichter, *Hektor Küffer.* Auch er beschenkt uns mit einem Erstlingswerk, dem Bändchen **„Vom einen zum andern"** (Feuz-Verlag, Bern). Küffer ist von ganz anderer Art als seine beiden vorher erwähnten Kollegen. Bei ihm wird fühlbar, wie er mit der Welt und mit sich selber ringt. Um Wahrheit ringt er, und um die Form, sie zu verkünden. Leicht hat er es nicht und macht er es sich nicht, er sucht sich im Chaos unserer Zeitläufe zurechtzufinden, und in harte, männlich-knappe Form zu prägen, was er erkannt hat. Um das Hergebrachte in Wort und Form kümmert er sich nicht, ihn drängt es nach neuem Ausdruck. Massgebend für ihn ist die Bändigung seiner Leidenschaft, die in der Strenge der bewusst gewollten Form gefangen wird. Darum besteht bei Küffer die Neigung zum Sonett, dessen Regeln er jedoch nicht streng innehält: sein Freiheitsbedürfnis ist zu gross. Man hat bei dem Dichter immer wieder den Eindruck, er sei der grossen Geste abhold und zugleich im Grunde ein Pathetiker. Darum wirken seine Prägungen wie Hammerschläge, auch wenn die Töne zart und rein tönen. Dass unserer Heimat immer wieder Lyriker erwachsen, der Heimat mit dem kargen Boden und den gefühlsverhaltenen Menschen, das ermutigt uns, besonders in Zeiten, wie der jetzigen, da man glauben könnte, der Sinn des Lebens erschöpfe sich im Sportabzeichen und physischen Leistungen, und der Bizeps sei wichtiger als der Geist. *Hans Zulliger.*

Im *Verlag Paul Haupt* sind Band 5 und 6 der **Berner Heimatbücher** erschienen. In Band 5 erzählt uns *Christian Rubi* über **„Das alte Landgericht Stärnebärg".** Einführend erklärt er in ausführlicher Weise, woher der Name stammt und welche Gebiete es umfasst. Mit Ausnahme vom Emmental findet man nirgends so viele und schöne Bauten aus alter Zeit wie gerade im Landgericht Stärnebärg. Zwar stammen die ältesten aus dem 17. Jahrhundert — ältere sind leider keine mehr vorhanden — doch beweisen diese, dass die ganze Gegend von jeher einen Wohlstand aufwies, wie er nur in Gegenden blühender Landwirtschaft möglich war. An Hand vieler Bilder und reicher Illustrationen wird der Leser in die Schönheit dieser Gegend eingeführt.

Band 6 widmet Dr. *Walter Laedrach* dem **Schwarzenburgerland,** das, abseits vom Wege, lange unter grosser Armut zu leiden hatte. Die Tatsache, dass es abwechslungsweise zweien Herren, nämlich den Freiburgern und den Bernern, dienen musste, liess keinen Wohlstand aufkommen. Immerhin haben sich auch dort eine grössere Anzahl schöner und interessanter Bauten erhalten und die Reichhaltigkeit des dortigen volkskundlichen Materials begeistert jeden Heimatfreund.

Auch diese beiden Bände sind wiederum ein reicher Beitrag zu unserer Heimatgeschichte, der allen Freunden heimatlicher Art warm empfohlen werden kann. *Kr.*

Eric Knight: **„Dir selber treu".** Roman. Humanitas-Verlag, Zürich.

Dieses Wort aus Shakespeares Hamlet dient Eric Knights grossem Gegenwartsroman nicht nur äusserlich zum Titel. Es führt auch nicht nur mitten in das Hauptproblem des Werkes: denn inneren Kampf um Gewissensfreiheit und Verantwortung in einer Welt, in der das Sittengebot der Stunde mit dem zeitlosen Gebot des Herzens in unlösbarem Konflikt steht. Vielmehr darf damit der Dichter seinen Helden Clive — den im Ernstfall unbedenklich tapferen, in den Kampfpausen unerbittlich grübelnden Soldaten — kühn mit einer der grössten Gestalten der Weltliteratur in eine Reihe stellen.

Ein Zeitdokument, das weit über den Rahmen der konkreten, meisterhaft geschilderten Geschehnisse hinaus an die tiefsten, allmenschlichen Probleme der Gegenwart rührt.

Dem genialen Schriftsteller Eric Knight ist damit ein ganz grosser Wurf gelungen; er war berufen, diesen Roman zu schreiben, weil er bei englischen und kanadischen Einheiten in Frankreich vieles selbst miterlebt hat.